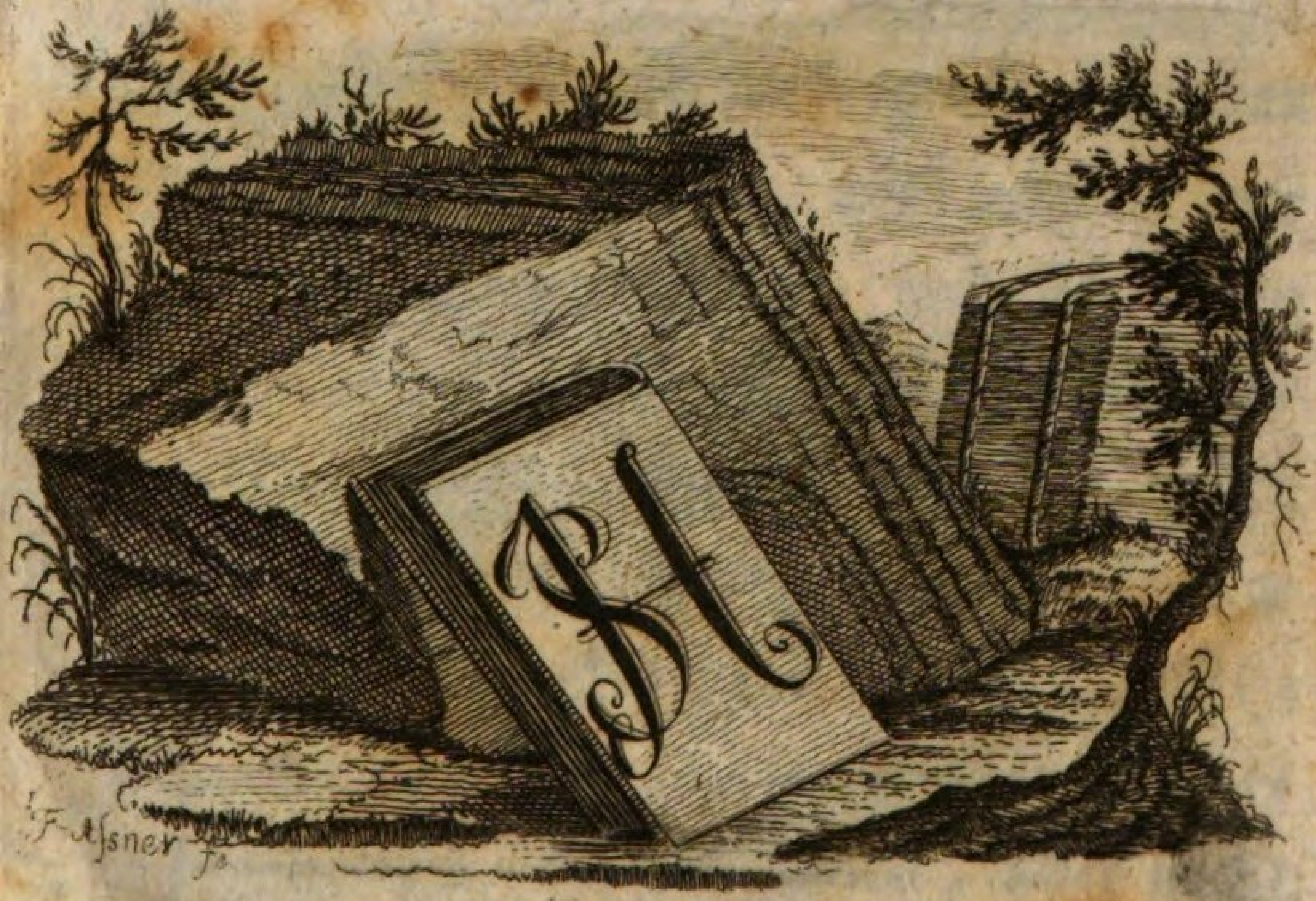
Belg.
215.

Belg. ~~400~~ 215

Geschichte der Statthalterschaft in Holland.

Aus dem Französischen des Abbe Raynal.



Wien, bey Sebastian Hartl.
1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An H. Marquis v. B.

Mein Herr!

Ich bin Zeuge gewesen, als Sie die gegenseitigen Vortheile der Nationen mit größter Unpartheylichkeit abwogen, den Gang der Staatsgeschäfte mit tiefer Einsicht verfolgten, und den Charakter der Völker mit ungemeiner Feinheit entwickelten, und ich halte mich daher für berechtiget, Ihnen eine Schrift zuzueignen, die auf Ihre Lieblings-Betrachtungen einige Beziehung hat. Gemeine Geister können sich mit einzelnen, unvorgesehenen Begebenheiten, mit seltsamen, aber nicht zusammenhangenden Vorfällen, mit wunderbaren, obgleich absichtlosen Re-

volutionen beschäftigen, und beschäftigen sich wirklich oft damit; allein Denker, wie Sie mein Herr! verlangen etwas Mehreres. Für Sie ist die Geschichte nur in soweit interessant, in sofern dieselbe Auftritte darstellt, die durch grosse Leidenschaften veranlasset, von grossen Hindernissen durchkreuzet, aus grossen Absichten unterstützet, aus mächtigen Triebwerken zusammengesetzt, und von grossen Geistern sind vollbracht worden. Meines Erachtens trift dieses alles in der Geschichte der Statthalterschaft zusammen. Ein mächtiges, und an grossen Männern fruchtbares

bares Haus faßt einen Plan zu seiner Selbsterhöhung, und verlieret ihn niemals aus den Augen. Auswärtige, und innerliche Kriege, Religionsstreitigkeiten, Volksempörungen, Bündnisse müßen dem Hause von Oranien als Mittel dienen, die Souvrainität über die vereinigten Staaten zu usurpiren. Nach diesem Ziele strebten alle Statthalter, obgleich jeder nach seiner Weise: der erste durch Einschleichung, der zwente durch Hochmuth, der dritte durch Mäßigung, der vierte durch Heftigkeit, der fünfte durch Ränke. Was wir von dem sechsten

halten sollen, muß uns erst die Stimme des Publikums lehren. Ich habe es in gegenwärtiger Schrift versuchet, den Gang dieser verschiedenen Charaktere zu zeichnen. Ein Gemälde der Tugend zu entwerfen, wäre mir freylich leichter gewesen, denn ich hätte nur Sie schildern dürfen.

Ich bin mit tiefster Hochachtung

Ihr

Gehorsamster ***

Geschichte der Statthalterschaft.

Lange hatten die Niederländer unter dem verhaßten Joche der spanischen Herrschaft geseufzet, bis sie sich endlich unter Philipp dem II. der sie noch härter drücken wollte, in Freyheit setzten. Dieser Fürst, der zum Unglücke für Europa, das er durch Ränke verwickelte, zum Unglücke vieler seiner Provinzen gebohren worden, die er mit Blut überströmte, dachte die zwey verschiedensten Nationen, die Spanier, und Flamänder einerley Gesetzen zu unterwerfen. Wenn gleich die Flamänder nicht so sehr für ihre Freyheiten eingenommen gewesen wären, so hätten sie dieselben doch, aus Haß gegen den vertheidiget, der ihnen eine neue Verfassung geben wollte. Philipp war ihnen unausstehlich, weil sie so wenig Aehnliches zwischen ihm,

und Karl dem V. fanden. Karl hatte als Feldherr, und Staatsmann die Bewunderung der Welt auf sich gezogen; Philipp zeigte weder Großmuth, noch Heldengeist; Karl war zugänglich, und einnehmend gewesen: Philipp ließ sich aus übertriebenem Stolz vor seinem Volke nicht sehen: Karl redete die Sprache des Landes, wo er lebte, und ehrte die Gebräuche desselben; Philipp sprach in Brüssel spanisch, und führte zu Antwerpen eben den Staat, wie zu Madrit: mit einem Worte: Karl that alles, um die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen; Philipp, um sie abwendig zu machen.

Sobald er die allgemeine Abneigung merkte; begab er sich aus Verdruß nach Spanien, wo er mehr Höflichkeit, oder Geschmeidigkeit zu finden hoffte. In den Niederlanden aber ließ er an seiner Statt den Kardinal Granvella zurück, welcher die geheimen Plane ausführen, und die Widerspenstigen züchtigen sollte. Granvella war nicht adelich, noch geistreich, aber er hatte einige Erfahrung, viel Ehrgeiz, und noch mehr Keckheit, Stolz, und Bosheit. Er

wollte

wollte das Inquisitionsgericht einführen, und solche Bischöffe machen, die dasselbe unterstützen würden. So sehr diese Neuerungen für sich schon verhaßt waren, so wurden sie doch dadurch ganz unerträglich, weil sie von einen hochmüthigen, und harten Minister herrührten. Die aufgebrachten Flamänder legten ihre Klagen, und Beschwerden dem Könige vor: sie thaten noch mehr; sie suchten Dom Karlos zu bereden sich an ihre Spitze zu stellen, und sie gegen die gewaltsamen, und übereilten Rathschlüsse zu ...en, welche Neid, und Eifersucht wider sie ausgeheckt hätten. Karlos hatte von Natur eine grosse Seele, Durst nach Ruhm, Muth, Gefühl für Unglück und Elend, alle Anlage zum Helden: aber dabey einen entschiedenen Hang zum Sonderbaren, und Außerordentlichen, der meistens nur Glücksritter erzeuget. Er fand den ihm mitgetheilten Vorschlag edel, weil derselbe ausschweifend war, und umfaßte ihn mit ganzer Seele; aber die Einwilligung in ein so widersinniges Vorhaben kostete ihm das Leben. Herzog von Alba wurde nachher in Flandern geschickt,

um die Mißvergnügten entweder zum Gehorsam zu bringen, oder auszurotten.

Dieser grosse Feldherr, welchen Karl V., der scharfsichtigste Menschenkenner, über alles geschätzt hatte, stellte sich anfangs sehr friedlich gesinnt. Er ersuchte diejenigen drey Herren zu einer freundschaftlichen Unterredung zu kommen, welche wegen ihres Adels, Reichthums, Ansehens, und Verdienstes von seinem Monarchen, dessen Stellvertreter er war, am meisten gehaßt, und gefürchtet wurden. Graf Egmont war mit Siegeslorbeern gekrönet; Graf Horn Montmorenci wurde seiner Güte wegen verehret; Prinz Wilhelm von Oranien wegen seiner Weisheit bewundert. Der erste hatte einen größern Ruhm; der zweyte mehr Freunde; der dritte mehr Ansehen. Die Grafen Egmont, und Horn, verließen sich auf das Wort eines Mannes, welcher Verrätherey für nichts achtete; der Prinz von Oranien aber trauete nicht; verlor deshalben seine Güter, und floh. Bey dem Abschiede sagte Graf Egmont zu dem Prinzen: Leben sie wohl mein Prinz ohne Land; worauf der Prinz versetzte: Gott erhalte

halte sie mein Graf ohne Kopf. Der Erfolg hatte diese Voraussagung gerechtfertiget.

Durch die Hinrichtung der Grafen von Egmont, und Horn wurden die Flamänder unversöhnlich erbittert; und Prinz von Oranien bekam die Geschäfte allein zu führen. Granvella hatte außer Wilhelm sonst Niemand in den Niederlanden gefürchtet; diesen allein hielt er für fähig, eine Parthey zu machen, und zu unterhalten. Als man ihm in seiner Einsamkeit zu Rom das traurige Schicksal der Niederländer erzählte, fragte er hastig, ob auch Taciturnus: (so nannte er den Prinzen von Oranien) gefangen sey? und da man ihm mit nein antwortete, fügte er hinzu: Herzog von Alba hat also nichts gewonnen. In der That war Wilhelm I. kühn genug, große Plane zu entwerfen, muthvoll genug, sie zu umfassen, und standhaft genug sie auszuführen. Er scheuete keine Todesgefahr, hatte keinen Hang zu sinnlichen Vergnügungen, und besaß also die nothwendigsten Eigenschaften zu großen Unternehmungen. Er wollte berühmt werden, oder, wenn man lieber will, ein großes Ansehen

sehen erlangen, und schlug kein Mittel aus, das zu Erreichung seines Endzwecks diente. Er sah es für ein Unglück an, daß er nicht in denjenigen Zeiten ist gebohren worden, wo das Schicksal ganzer Reiche von dem Verdienste eines Einzigen abhieng. Er war so glücklich, zahlreiche Völker in seine ehrgeizige, und rachgierige Absichten hineinzuziehen. Diese Leidenschaften hegte zwar Wilhelm in seinem Herzen, aber er ließ dieselben niemals davon Meister werden; so heftig sie auch waren, so behielt er doch stets so viele Besonnenheit, daß er fühlte, seine Parthey sey noch nicht genugsam vereiniget, um öffentlich ausbrechen zu können. Er begab sich also nach Deutschland, und arbeitete mit Muße den Plan zu derjenigen Revolution aus, die er bald zu bewerkstelligen dachte. Unter andern Eigenschaften besaß Wilhelm auch diese, daß er sich gegen Jedermann zu verstellen wußte. Auf diese Weise gewann er die Achtung, und das Zutrauen der protestantischen Fürsten im Deutschlande in einem so hohen Grade, daß er von ihnen die theuersten Versicherungen, Rath-

schläge,

schläge, Hilfstruppen, und, was nicht so leicht glaublich ist, auch so gar Geld in vollem Maaße erhielt.

Mit dieser Unterstützung wagte er es zweymal, in die Niederlande einzufallen; aber beydemal vergebens; die Flamänder waren entweder zu schwach, oder zu unentschlossen, sich offenbar für ihn zu erklären. Große Widerwärtigkeiten beugen zwar den Muth gemeiner Seelen, hingegen spannen sie die Schnellkraft der erhabenen nur desto mehr. Wilhelm begann besser zu hoffen, nachdem ihm sein Versuch fehl geschlagen hatte. Er wählte zu seinem Sinnbild eine Tauchente, die stets auf den Gipfeln der Meereswogen schwimmet, mit der Uiberschrift: Mediis tranquillus in undis: Ruhig mitten im Sturme; und auf Eingebung des Admirals von Coligni machte er einen Versuch zur See. Das Glück, so ihn bisher verfolget hatte, ward ihm günstig. Er bemächtigte sich in kurzer Zeit der Provinzen Holland, Zeeland, Ober-Yssel, Geldern, und Frießland ꝛc. die Spanier wurden darüber mehr erbittert, als in Erstaunen gesetzt, und bo-

then nun alle Kräfte auf, die verlornen Provinzen wieder zu erobern. Der Krieg wurde lebhaft, blutig, allgemein; der Sieg zweifelhaft, veränderlich, schwer; der gegenseitige Haß unversöhnlich, blind, unaustilgbar.

Endlich besiegte Wilhelm nacheinander den strengen Herzog von Alba, den klugen Commandanten Reguesens, den einnehmenden Don Jouan Austria, den erfahrnen Herzog von Parma, und hatte die Freude, den Generalstaaten, oder 7 vereinigten Provinzen, die ihn zu ihrem Statthalter wählten, im Jahr 1540. eine neue Verfassung zu geben.

Mit der Würde des Statthalters bekam Wilhelm zugleich viele andere Vorrechte. Die vorzüglichsten darunter waren: 1) Daß er die Uibelthäter begnadigen konnte. 2) Daß er bey allen Gerichtshöfen den Vorsitz hatte, und seinen Namen zu Anfang ihrer Urtheilssprüche setzte. 3) Daß er die Magistratspersonen in Städten aus den ihm vorgeschlagenen Individuen ernennen; in mehrern Orten aber die mit unbeschränkter

Frey-

Freyheit einsetzen konnte. 4) Daß er in seinem Namen, und in eigenen Angelegenheiten bevollmächtigte an auswärtige Höfe schicken, und den Gesandten fremder Mächte bey den Generalstaaten eine besondere Audienz geben durfte. 5) Daß er die Gewalt hatte, die Verordnungen der Republik in Vollstreckung zu bringen. 6) Daß er Schiedsrichter war in denjenigen Streitigkeiten, die unter den Gemeinden, Städten, oder Provinzen vorfielen. Ueberdieß wurde er auch Generalkapitain, und Admiral; folglich Oberster Befehlshaber über die gesammten Land- und Seetruppen der Republik, und genoß alle Vortheile, die mit dieser Stelle verknüpft waren. Alle Offiziere mußten auch ihm einen Eid schwören, nachdem sie vorher den Ständen der Provinz, und dem Staatsrathe geschworen hatten. Diese drey hohen Würden sind in der Folge niemals getrennet worden. Wilhelm genoß aber sein großes Glück nicht lange. Er ward im 51. Jahre seines Alters meuchelmörderisch umgebracht von Balthasar Guerard aus der Grafschaft Burgund, welcher nicht durch erlittenes

nes

nes Unrecht aufgefordert, sondern entweder durch Geld und Verheißungen der Spanier, oder durch Religionsschwärmerey, die damals leider herrschend gewesen war, zu dieser abscheulichen That ist bewogen worden.

Wilhem zählte unter seinen Ahnen manche Helden, aber keiner glich ihm an Größe. Ohne einen Schutz zu haben, erkühnte er sich den Zorn eines gewaltsamen und argwöhnischen Fürsten zu reizen, den man durch den verhaßten Namen: der Teufel in Süden, bezeichnet hatte. Ohne Kriegsheer hatte er den Muth die furchtbarste Macht in Europa anzugreifen. Ohne eigene Erfahrung besaß er die Geschicklichkeit über die berühmtesten Feldherren Spaniens zu siegen. Ohne Rathgeber verstund er die Kunst, einer sonst sehr staatsklugen Nation zu Zeiten was vorzuspiegeln, und seine Absichten niemals an Tag kommen zu lassen. Ohne Geld besoldete er seine Soldaten richtiger, als es die Herren der neuen Welt thaten, wodurch er oft ihre Truppen in sein Lager hinüber zog. Ohne Ansehen hatte er das Glück eine beynahe despotische Herrschaft über diejenigen hochgesinnten Völ-

ker

ker zu erhalten, welche Ruhe, Geld, und Leben daransetzten, die Tiranney zu vertilgen. Es war ein Meisterstück seiner Politik, daß er diese Völker überredet hatte, er sorge blos für ihre Freyheit, indem er doch nichts anders, als seine Herrschaft zu befestigen suchte. Wenn man seine Schritte aufmerksam betrachtet, so sieht man deutlich, was er für Anschläge, und Absichten gehabt habe. Er hatte die Revolution von ferne vorbereitet, indem er diejenigen neuen Meinungen einführte, und begünstigte, die dem spanischen Hofe, wie er wohl wußte, äußerst zuwider waren. Er war es, der unter nichts bedeutendem Vorwand das Feuer des Bürgerkrieges anfachte, und die Fackel der Uneinigkeit aller Orten anzündete. Er stiftete unversöhnbare Feindschaften, da er den grausamsten Kriegsplan entwarf, und ausführte. Er, der sich nach Umständen bald zur evangelischen, bald zur katholischen, bald zur reformirten Religion bekannte, und im Herzen keiner zugethan war. Er verbannte den römischen Gottesdienst, weil man darinn allein noch mit Spanien übereinkam. Er wußte durch Stolz, Verrätherey und Rath-

schläge den Erzherzog Matthias, und Herzog von Alencon zu entfernen, die ihn in seinem Ansehen beeinträchtiget hatten. Er brach dreymal die schon zu Ende gehenden Unterhandlungen ab, in denen alle Streitigkeiten hätten beygelegt werden sollen. Alle diese Schritte zur unumschränkten Herrschaft haben ihm gelungen, und er wäre gewiß bald am Ziel gewesen, hätte nicht der mörderische Stahl seinem Leben, seinem Ehrgeiz, und seinen Hoffnungen ein Ende gemacht.

Moritz, Prinz v. Oranien, zweyter Statthalter, General Kapitän und Admiral, 1583.

Nach dem Tode Wilhelm I. war alles in einer schrecklichen Verwirrung, die er absichtlich veranlasset hatte. Er hoffte stets, daß er die Ordnung alsogleich würde herstellen können, sobald es zu seinem Vortheil gereichen würde. Der Herzog von Parma nützte die Niedergeschlagenheit der Holländer, und eroberte in wenig Tagen Brügge, Gent, Deven=

venter, Grave, Nimwegen, Antwerpen, und noch viele andere Plätze. Siegreich setzte der Eroberer seinen Weg fort, und die Republik schien ihrem Untergange nahe zu seyn. In dieser Bedrängniß sahen die vereinigten Staaten kein anderes Mittel dem spanischen Joch zu entgehen, als sich einer andern fremden Macht zu unterwerfen. Man war eine Zeit lang unschlüßig, ob man sich an England, oder Frankreich wenden sollte; endlich erklärte man sich für Frankreich, ungeachtet dasselbe in der mißlichsten Lage, England hingegen im Besitze des Ruhmes war. Heinrich der III. wußte weder ruhig zu herrschen, noch Zwietracht unter seine Feinde zu streuen; weder Begebenheiten vorzubereiten, noch aus den vorgefallenen Nutzen zu ziehen. Es drückte ihn seine Krone schon, darum wollte er sich durch einen Theil der Niederlande keine neue Last mehr aufbürden. Da also die Holländer ihre Hoffnung auf französischen Beystand aufgeben mußten, so beschlossen sie, ihr Augenmerk auf England zu richten.

Auf diesem Eilande herrschte damals die Königin Elisabeth, welche selbst von denjeni-

gen stets ist bewundert worden, die das größte Interesse hatten, sie zu verkleinern. Diese Fürstinn, die man wegen ihrer Herzhaftigkeit König nannte; gleichwie ihr Nachfolger Jakob seiner Schwäche wegen, eine Königinn hieß, diese Fürstinn glaubte mit Recht, die Wahlfahrt ihres Reichs würde zu Grunde gehen, wenn sie die Gränzen desselben über das Meer ausdehnte; sie nahm also aus Klugheit die Souveränität über die vereinigten Provinzen nicht an; gewährte ihnen aber großmüthig Geld, und Hülfstruppen, wovon sie aber wegen der Unthätigkeit und den Stolz des Leicester nicht nur allein keinen Vortheil, sondern sogar grossen Nachtheil hatten.

Moritz, des Prinzen Wilhelm zweyter Sohn, ward in den damaligen kritischen Umständen zum Statthalter erhoben. Man vergaß anfangs aus Zuneigung, bald aber vor Bewunderung seiner Thaten, daß er kaum 18 Jahre hatte. Das Glück, welches bisher den Herzog von Parma mit so vielen Siegen krönte, stellte sich nun unter die Fahne des neuen Statthalters. Sein Leben war eine fast ununterbrochene Kette von Schlach-

ten,

ten, Belagerungen und Siegen. Heinrich der Grosse pflegte zu sagen: die Welt habe nach ihm keinen größern Feldherrn gesehen, als den Prinzen Moritz. Er war in jedweder andern Rücksicht mittelmäßig, aber ein Meister in der Kunst Krieg zu führen, und ein Held auf dem Schlachtfelde. Sein Lager ward die Kriegsschule von Europa, und seine Zöglinge haben seinen Ruhm gerechtfertiget, wo nicht vermehret. Gleich einem Montecuculi verstand er die seltne Kunst, die Bewegungen und Lager zu ordnen. Gleich einem Vauban wußte er die Plätze zu befestigen, und unüberwindlich zu machen. Gleich einem Eugen besaß er die Geschicklichkeit zahlreiche Armeen auf unfruchtbarem, oder verwüsteten Boden zu unterhalten. Gleich einem Vendome wagte er oft glücklich mit seinen Soldaten solche Unternehmungen, die ihre Kräfte weit zu übersteigen schienen. Gleich einem Conde hatte er den untrüglichen Scharfblick, der oft den Ausschlag einer Schlacht bestimmet. Gleich Karl dem XII. machte er seine Truppen gegen Hunger, Kälte und Ermattung beynahe unempfindlich. Gleich ei-

nem Turenne schonte er so viel möglich das Leben der Menschen. Nach dem Urtheile des Ritters Folard war seit Römer Zeiten kein größerer Heerführer, als Moritz.

Ehrgeiz und Verdienst war im Hause von Oranien gleich erblich. Wilhelm Moritz dachte mehr für sich, als für sein Vaterland zu siegen. Es blendete ihn der Schimmer des Thrones, und er beschloß sich darauf zu schwingen. In dieser Absicht eröffnete er sich dem Groß-Pensionär, welcher allein im Stande war sein Vorhaben zu befördern, oder zu hindern. Barnevelt war im Besitz des öffentlichen Ansehens, das er sich durch ein edles Betragen, durch Beredsamkeit, unbestechbare Rechtschaffenheit, außerordentliche Fähigkeit, durch ausgezeichnete Dienste, und eine vollendete Erfahrung erworben hatte. Er haßte das Unrecht, die Kabale, den Partheygeist, alle auch nützliche Neuerungen; mit einem Worte: er dachte, und handelte, wie ein Römer; tugendhaft wie Fabrizius, standhaft, wie die Catone. Moritz beschämt, daß er einen vergeblichen Versuch gemacht, und sich in den Augen eines uneigennützigen Bür-

gers

gers als ein Verräther blos gegeben habe, sann nun auf nichts anders, als wie er den verdienstvollen Barnewelt stürzen könnte. So gefahrvoll dies Unternehmen schien, so war es doch itzt dem Statthalter zu seiner Absicht nothwendig. Er suchte daher die Neider des Groß-Pensionärs auf seine Seite zu bringen, und ergrief die erste Gelegenheit, die sich darboth, die heimlichen Anschläge wider ihn auszuführen.

Die Holländer waren damals durch die neuen Lehren zweyer Leidner Theologen, des Gomar, und Arminius in zwey Partheyen getheilet. Gomar bestritt die Freyheit, Arminius die Gnade. Jener machte Gott zum Urheber der Sünde, dieser eignete dem Menschen alles Verdienst guter Werke zu; jener behauptete, was er für die reine Lehre des Calvinus hielt, dieser, was er der Vernunft gemäß zu seyn glaubte. Beyde waren lebhaft, voll des Eifers, und der Ueberredungskraft; jeder wollte als Anführer einer Parthey berühmt werden, und sie wurden es beyde. Ihre Meinungen, die anfangs nur in der Schule gelehrt wurden, verbreiteten sich bald

in Kirchen, Kollegien, Konsistorien. Der Streit wurde allgemein, und das Volk, welches von der Sache wenig, oder gar nichts verstand, folgte blindlings demjenigen, welchen es besser kannte, oder mehr liebte. Die Generalstaaten befürchteten schlime Folgen von dem Fanatismus der Theologen, und fanden für gut, eine öffentliche Unterredung zu veranstalten, um beyde Partheyen zu vereinigen; allein es erfolgte daraus eine noch größere Verbitterung. Von nun an nannten sich beyde Partheyen nach ihren Anführern; nämlich Gomaristen, und Arminianer, und sie haßten sich einander tödtlich. Diese Leidenschaft aufs höchste zu treiben, war genug, daß selbe die Religion zum Vorwand hatte.

Es giebt Fälle, wo die mässigsten Menschen sich genöthiget finden, einer Parthey beyzutreten, um nicht von beyden verfolget zu werden. In einer solchen Lage war Barnevelt, er erklärte sich demnach für die Arminianer, welche duldender waren. Moritz, dem jede Meinung gleichgültig war, nur diejenige nicht, wozu sich Barnevelt be-

kan-

kante, schlug sich zu den Gomaristen, die um so heftiger waren, je weniger ihre Dogmen geprüfet werden durften. Wahrer Religionseifer hätte den Statthalter nicht thätiger machen können, als ihn der Ehrgeiz gemacht hatte. Schmeicheleyen, Anstellungen, Verheissungen, Gnadengelder, alles wendete er an, um die Lehrer, Wortsdiener, und Magistrate auf seine Seite zu bringen, und solchergestalt seinen Gegner zu schwächen. Nachdem sein Anhang stark genug war, brachte er zuwege, daß der König von England, dessen Gesinnungen ihm wohl bekannt waren, und den man nicht leicht etwas ungeahndet versagen durfte, eine feyerliche Verdammung der Arminianer verlangte. Dieser Monarch, den Heinrich IV. spottweise den Meister Jakob nannte, wollte lieber ein Aufklärer, als Eroberer der Welt seyn, und machte da den Theologen, wo er blos Staatsmann hätte seyn sollen. Es freute ihn ganz besonders die Kirchenversammlung zu Dordrecht bewirket zu haben, auf welcher die Arminianer von den weit stärkern Gomaristen förmlich verdam-

met wurden. Dieß für sich unschädliche Urtheil gab zu vielen Bedrückungen Anlaß. Unter dem Vorwand, die Entschließungen der Versammlung zu vollstrecken, zog der Statthalter mit gewaffneter Hand durch die vereinigten Provinzen, entsetzte, fesselte, verwies alle, die er für Arminianer hielt, oder halten wollte. Das letzte Opfer, was er schlachtete, war Barnevelt. Dieser Vater des Vaterlandes mußte sterben, weil er als ein Feind der Religion verrufen ward.

Man findet in der Geschichte häufige Beyspiele solcher ehrsüchtiger Männer, denen die Religion als ein Vergrösserungsmittel, der Altar als eine Stufe zum Throne dienen mußte.

Indeß hatte Moritz seinen Endzweck doch nicht ganz erreichet. Barnevelt wurde bald nach seinem Tode wieder allgemein verehret. Die meisten seiner vormaligen Gegner schämten sich etwas beygetragen zu haben, daß die Tage eines Mannes verkürzet wurden, der bloß für das gemeine Beßte gelebt hatte. Der Urheber einer so schwarzen That wurde allgemein verabscheuet, und

der Staathalter als Mörder des tugendhaften Barnevelt von Jedermann gehasset. Zu dem öffentlichen Haß gesellten sich noch drey andere Ursachen, warum der Prinz nicht auf den Thron gelangen konnte: 1) rechnete er vergebens auf den Beystand der Gomaristen. Diese wußten zu gut, warum Moritz ihnen beygetreten sey; sie gewonnen durch ihn die Uebermacht; er durch sie die Befriedigung seiner Rachbegierde; aber weiter fanden sie es nicht rathsam ihm zu dienen. 2) Wollten die Franzosen, welche die Republik als ihr Werk ansahen, und liebten, den verheerenden Unruhen ein Ende machen. Sie sprachen günstig für Barnevelt, weil sie dessen Tugend, Fähigkeit, und Eifer kannten; Moritz verwarf stolz Frankreichs Vermittelung. Allein Ludwig der Gerechte, den die Beweggründe zu einem so beleidigenden Betragen nicht unbekannt blieben, äußerte sich deutlich, daß er die Republik schützen würde, wofern Moritz gegen die Freyheit derselben etwas unternehmen wollte. 3) Baute der Statthalter zu große Hoffnung auf den Churfürsten von der

Pfalz,

Pfalz, seinen Neffen, der in einem Aufruhr zum König in Böhmen ist erwählt worden.

Friedrich V. dieser unglückliche Schneekönig, weil er die Krone nur einen Winter trug, ward aus seinen Erbstaaten vertrieben, und genöthiget bey Moritz Zuflucht zu nehmen, dem er eine Krone hätte aufsetzen sollen. Die übrigen protestantischen Fürsten in Deutschland, die von dem Unglück Friedrichs ebenfalls sind betroffen worden, waren nicht im Stande, die gemachten Verheissungen zu erfüllen, und mußten mehr auf ihre eigene Erhaltung, als auf die Unterstützung des ehrsüchtigen Statthalters bedacht seyn.

So vieltältige Hindernisse haben endlich den Muth des Prinzen überwältiget; er wurde traurig, gramvoll, unthätig. Die Begierde nach einer Krone hatte ihn so ganz eingenommen, und beschäftiget, daß er sich nimmermehr davon losmachen konnte. Der Tod allein, welcher nach kurzer Zeit erfolgte, gab ihm die vollkommene Ruhe wieder.

Friedrich Heinrich, dritter Statthalter, Generalkapitain, und Admiral 1625.

Prinz Moritz war nie verehliget gewesen, daher fielen seine Güter, und Würden seinem Bruder Friedrich Heinrich erblich zu. Da die Unruhen sich noch nicht vollkommen geleget hatten, so wurde der Charakter des neuen Statthalters von allen Seiten beobachtet, um daraus schließen zu können, was die Republik von ihm zu befürchten, oder zu hoffen hätte. Das offene, und verstellte Wesen des Prinzen erleichterte Jedermann die Bemerkung, daß er eben so wenig Hang zum Bösen, als zum Guten habe. Es galt ihm gleich viel, was Arminianer, oder Gomaristen, Katholiken, oder Kalvinisten lehrten, er wollte lieber den Ruhm eines ehrlichen, als frommen Mannes haben.

Er hatte einen richtigen, obgleich nicht schnellen Verstand, eine mehr sanfte, als stolze Gemüthsart, ein stilles, friedliches Wesen, einen

nen gemässigten Ehrgeiz. Moritz hatte alles Erdenkliche versucht, um der Seele Friedrichs einen höhern Schwung zu geben; allein es hatte ihm nur wenig gelungen. Tugenden, und Laster gedeihen da nicht, wo sie erkünstelt werden müssen. Friedrich Heinrich nahm zwar die Plane seines Bruders an, aber nur in sofern sich dieselben mit seiner Denkensart vertrugen. Er wünschte auf den Thron zu gelangen, aber die Umstände sollten ihm dazu verhelfen. Er sah stets nach dem Ziele hin, welches sein Stammhaus sich vorgesetzt hatte; aber seine Ruhe war ihm zu lieb, als daß er nach demselben hätte mühsam streben sollen. Aus Klugheit oder Bequemlichkeit zog er den angenehmen, vollkommen glücklichen Zustand seines Lebens einer ungewissen Herrschaft vor. Seine einzige Leidenschaft war, Krieg zu führen, und dazu war er auch vollkommen gemacht. Er hinterließ seinen Nachkömmlingen solche Beyspiele der Tapferkeit, wie ihm seine Ahnen hinterlassen hatten. Er theilte lange Zeit den Heldenruhm mit Moritz, und nachdem dieser gestorben war, fühlten

es die Feinde der Republik, daß sie nichts gewonnen hatten.

Während, daß Friedrich Heinrich durch seine Siege den Ruhm der Generalstaaten vermehrte, bemühten sich diese, sicher von dem Charakter des Prinzen, den blühenden Zustand ihres Handels beständig und dauerhaft zu machen, welches bisher wegen der innerlichen Spaltungen nicht hatte bewerkstelliget werden können. Ihre Aufmerksamkeit fiel zuerst auf die Ostindische Kompagnie. Durch Muth, Standhaftigkeit, und Klugheit wurden die Portugiesen Meister von Indien. Nachdem sie sich aber der spanischen Herrschaft unterwerfen mußten, wurden sie von den Holländern angegriffen. Die Portugiesen fochten für das Beste ihrer Despoten: die Holländer hingegen für ihr eigenes; es ist daher leicht zu erachten, welcher Theil den Sieg erhielte. Von dieser Zeit an war die Kompagnie im Besitz der besten Plätze in Asien, und des ganzen Handels von Japan; und erlangte durch ihre weisen Maßregeln eine unglaubliche Macht im Orient. Die Holländer trieben einen desto bequemern

und vortheilhaftern Handel in Asien, weil ihnen die Gewürze, wovon sie allein Besitzer waren, bey dem Ankaufe statt baarem Geldes diente, welches die Franzosen, und Engländer erst aus Amerika dahin bringen mußten. Nachdem die Generalstaaten auf diese Weise den Ostindischen Handel wieder vollkommen hergestellet hatten, wandten sie auch ihre Sorgfalt auf die westindische Kompagnie. Diese entzog den Portugiesen zuerst den Handel in Afrika, dann bekam sie Muth, und Stärke genug, ihnen auch Brasilien zu entreissen. Beyde Handlungsgesellschaften waren nun beynahe gleich mächtig; allein die westindische wurde durch ihren Aufwand durch übermäßige Vertheilungen unmerkbar geschwächet. Man rettete sie noch, indem man sie zwang, ihre Eroberungen in Amerika aufzugeben, und sich allein auf den einträglichen Handel von Guinea zu beschränken. —

Ein anderer wichtiger Gegenstand, worauf ebenfalls ernstlich gedacht werden mußte, war die Häringfischerey. Diese wurde seit langer Zeit für die Goldgrube der Republik angesehen; sie beschäftigte 150,000 Menschen,

und

und beynahe 3000 Schiffe. Johann de Witt behauptete von derselben, sie allein habe die Holländer in Stand gesetzt, das spanische Joch abzuwerfen, beyde Indien zu erobern, und in Europa ein nicht geringes Ansehen zu erhalten. Die Engländer sahen mit Unwillen, daß Fremde so grosse Reichthümer an ihren Küsten holten, und widersetzten sich daher aus dem Grunde, weil sie Herren des Meeres wären, das ihre Insel bespülte. Die Holländer lachten über das vorgebliche Recht, und fuhren fort, zwar nach viel vergossenem Blut, sich durch den Heringsfang zu bereichern. Nichts entgieng der Aufmerksamkeit der Generalstaaten; wie sorgsam, einsichtsvoll und glücklich sie den Handel in die Levante, auf dem Balthischen Meere nach Frankreich untersucht, abgewogen, und eingerichtet haben, hat der beste Erfolg augenscheinlich bewiesen.

Während daß die Holländer ganz dem Handlungsgeschäfte nachhiengen, und in Ruhe und Ueberfluß lebten, wurden sie gewahr, daß die Geisteskräfte ihres Statthalters abnahmen. Friedrich Heinrich verlor allen Kriegs-

muth, und Heldensinn; er zitterte vor dem Anblick der kleinsten Gefahr; folgte sklavisch dem Willen seiner Frau, eiferte mit seinem eigenen Sohne, erkaltete gegen Frankreich so sehr, daß er sogar den Namen davon verabscheute, wurde für die Spanier, seine größten Feinde, leidenschaftlich eingenommen, weinte, so oft er ans Sterben dachte, da er doch so vielfältig den Todesschrecken getrotzt hatte. Seine letzte Staatshandlung war, daß er, den feyerlichsten Traktaten entgegen, zu Münster mit Frankreich brach, um mit Spanien einen besondern Friedensschluß zu machen. Dieß veranlaßte die allgemeine Sage, daß alle Statthalter im Leben, oder nach dem Tode, über kurz oder lang, der Republik nachtheilig gewesen wären.

Wilhelm II. vierter Statthalter General Kapitän, und Admiral 1647.

Kaum war Friedrich Heinrich verschieden, als sein Sohn Wilhelm II. die Würden des Statthalters, General-Kapitäns,

und

und Admirals übernahm, worauf er schon seit 16 Jahren die Anwartschaft hatte. Dieser Prinz war zu stolz, um sich mit dem Stande eines Unterthans zu begnügen, und die Umstände schienen ihm zu günstig, als daß er sich hätte enthalten können: den herrschsüchtigen Plan seiner Vorfahren wieder vorzunehmen. Alles schien zu seiner Erhebung auf dem Thron zusammen zu stimmen, nirgends war ein Hinderniß zu sehen. Die europäischen Mächte waren theils gleichgültig über das Schicksal der Republik, theils wünschten sie den Untergang derselben. In Norden von Europa wüthete ein blutiger Krieg, welcher wechselweise Schweden, Preußen, Pohlen und Dännemark erschöpfte. Diese Staaten waren zu sehr beschäftiget, sich von ihren eigenen Unglücksfällen zu erholen, als daß sie den gefährlichen Zustand einer entstehenden Republik ihrer Aufmerksamkeit werth gefunden hätten. Der Kaiser, welcher einen Theil seiner willkührlichen Macht im deutschen Reiche durch den westphälischen Frieden verloren hatte, sann ingeheim auf neue Mittel, seine vorige Herrschaft zurück zu bekommen. Spanien

schämte sich, daß es die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen anzuerkennen genöthiget worden, und hätte das Kriegsfeuer in denselben gewißlich lieber angefachet, als gelöschet. England hatte einem Usurpator gehuldiget, und dessen Haß gegen diejenige Republik begünstiget, welche sich um den unglücklichen Karl I. anzunehmen getrauet hatte. Frankreich war durch den Undank der Holländer beleidiget worden, da diese öffentlich mit Spanien sich verbanden, und die Freundschaft derjenigen Krone ausschlugen, der sie doch ihre Rettung zu danken hatten.

Wilhelm II. sah den Zusammenfluß so günstiger Umstände, und hatte Geschicklichkeit genug, daraus Vortheil zu ziehen. Es fehlte ihm nur ein Vorwand, sein Unternehmen zu beginnen, und auch dieser hatte sich ihm bald dargeboten. Kaum war der Friede mit Spanien unterzeichnet, so wurde den versammelten Staaten die Vorstellung gemacht, daß die Verminderung der Truppen sowohl für die Finanzen, als für die öffentliche Ruhe, und den Handel höchst nothwendig wäre. Die meisten Anwesenden, welche bloß ihre

Karg=

Kargheit, Habsucht, und argwöhnische Furchtsamkeit zu Rath zogen, nahmen den Vorschlag mit Beyfall auf; Cornelius Bicker, der mächtigste, und angesehenste in der Versammlung sprach mit so vieler Wärme, mit solchem Nachdruck für die Reform, daß dieselbe auf der Stelle beschlossen, und durch ein förmliches Edikt befohlen wurde.

So sehr diese Entschliessung den Statthalter heimlich freute, so zeigte er sich doch höchst unzufrieden, und mißvergnügt darüber. Er überlegte die zu seiner Absicht nothwendigen Maßregeln; und erhielt von seinen Vertrauten alle mögliche Unterstützung. Er sah, daß die Soldaten, besonders die fremden, über ihr Schicksal bekümmert waren, wenn er sich also der Reform widersetzte; so war es natürlich, daß sie ihm gegen die Deputirte anhiengen. Sicher, daß er nichts ausrichten werde, versuchte er die besten und sichersten Mittel die Staaten auf andere Gesinnungen zu bringen. Er schilderte mit der ihm eigenen männlichen, und hinreissenden Beredsamkeit die Gefahr, welche die Republik, in einem wehrlosen Zustande, sowohl

 von

von den heimlich erbitterten Spaniern, als von den offenbar feindlich gesinnten Franzosen zu befürchten hätte. Man antwortete ihm hierauf, daß Spanien durch auswärtige Kriege erschöpft, Frankreich durch bürgerliche Unruhen unter einem minderjährigen König zerrüttet, und folglich von keiner Seite eine Gefahr zu fürchten wäre. Wilhelm nahm also eine andere Wendung. Er beredete die Prinzeßinn seine Gemahlinn, sich herabzulassen, und einige Bürgersfrauen, die bekanntlich ihre Männer beherrschten, zu besuchen. Dieß wirkte beynahe mehr, als dem Prinzen erwünschlich war. Allein Bicker blieb unbeweglich standhaft, redete so laut, und wiederholte so oft die verführerischen Namen, Sparta, Rom, Bürger, Patriot, allgemeines Wohl, und Privateigennutz, daß endlich die guten Holländer sich selber Schwachheit vorwarfen, und ungeachtet ihrer zärtlichen Liebe, und der Eitelkeit ihrer Frauen den festen Entschluß faßten: entweder Reichthümer oder einen unsterblichen Namen zu erwerben. Da Wilhelm der Entwicklung seines Plans mmer näher rückte, so machte er noch den

Schritt, daß er von jeder Stadt dasjenige insonderheit begehrte, was ihm die Versammlung nicht bewilliget hatte. Allein er wurde überall sehr kaltsinnig aufgenommen; einige Provinzen wollten ihn nicht einmal anhören; und Amsterdam hat ihm sogar die Thore verschlossen.

Der angenommene Eifer, welchen Wilhelm für die Erhaltung der Truppen bezeigte, und die Demüthigungen, denen er sich deshalben ausgesetzt hatte, brachten die gewünschte Wirkung bey dem Soldaten hervor, daß sie für ihn ganz eingenommen wurden, und ihm ihre Dienste anbothen, wann einer dieselben vonnöthen hätte. Der Prinz hatte dies Anerbieten mit Ungeduld erwartet, und machte sich dasselbe sogleich zu Nutzen. Auf seinen Befehl zogen sich die auf vielen Posten zerstreute Truppen zur Nachtzeit bey der Hauptstadt zusammen, wo die Ausführung des Vorhabens auf Eingebung der Rachsucht sowohl als der Politik ihren Anfang nehmen sollte. Amsterdam wäre unvermeidlich bezwungen, und vielleicht ohne alle Nachsicht geplündert worden, wenn nicht der Kurier aus Hamburg, welcher seinen Weg unbemerkt

durch das Lager fortsetzte, die Nachricht von der drohenden Gefahr noch zu rechter Zeit in die Stadt gebracht hätte. Eilfertigst wurden die Thore gesperret, die Bürger bewaffnet, die Kanonen aufgeführet, die Matrosen im Hafen vertheilet, die Schleussen geöffnet, und die ganze Gegend unter Wasser gesetzet. Wilhelm, unfähig etwas Großes auszuführen, theils weil er nicht standhaft genug war, gegen unerwartete Hindernisse auszuharren, theils weil er die Geschicklichkeit nicht hatte, seine Absichten zu bergen, zog sich durch diesen Fehlstreich die allgemeine Verachtung zu, und starb bald darauf vor Unmuth, und heimlicher Kränkung.

Der frühzeitige Tod dieses ehrsüchtigen Prinzen wurde von den Theologen in Holland für den deutlichsten Beweis der Rache Gottes ausgegeben; die Prediger schilderten ihn ihren Zuhörern unter dem Bilde Luzifers, der seiner Hoffart wegen ist gestürzet worden. Die Dichter verglichen sein Schicksal spottweise mit dem Schicksale des verwegenen Ikarus. Selbst der Magistrat

ließ eine Medaille prägen, auf welcher die Ideenverbindung zwischen den Anschlag auf Amsterdam, und dem Tode des Prinzen sichtbar ist. Eine Seite stellte die Sonne dar, wie sie aus dem Meere heraussteigt, und ein wildes Pferd am Ufer, das gegen die Stadt anschießt, mit der Umschrift aus dem Virgil: Crimine ab uno disce omnes. Die andere den seiner Vermessenheit wegen vom Blitzstral getroffenen Phaeton, mit dem Spruche aus dem Ovid: Magnis excidit ausis.

Wilhelm III. Statthalter, Generalkapitän, und Admiral 1671.

Der erste Ausbruch des allgemeinen Unwillens war noch nicht vorüber, als Wilhelm III. nach dem Tode seines Vaters, Wilhelm des II. gebohren ward. Von diesem Augenblicke an hatte der Pöbel, der weder frey noch unterjochet, weder herscherlos, noch unterthänig seyn will, seine Ge-

sinnungen, und Sprache geändert. Er bezeigte für den Sohn eben so große Zuneigung, als sein Haß gegen den Vater war, und er hätte Wilhelm dem III. gern die prächtigen Titel gegönnet, die er an Wilhelm dem II. so sehr verabscheuet hatte. Glücklicherweise stand die Republik damals unter solchen Magistratspersonen, welche die Gunst des Pöbels zwar nicht verachteten, aber auch nicht suchten. Sie thaten, was ihnen recht schien, weil sie Ehre, und Ordnung liebten. Sie hielten es für rühmlicher, ihrem Vaterlande zu dienen, als Partheyen zu machen, und zufolge diesem edelmüthigen, und weisen Verwaltungsplane behielten sich die Staaten die Würden des Statthalters, Generalkapitäns, und Admirals vor.

Die Anhänger des Hauses von Oranien arbeiteten nicht vergeblich, die Oberhand zu gewinnen, und ihre Parthey zu verstärken; allein ein unversehener Zufall vernichtete, oder entfernte wenigstens ihre Hoffnungen wieder.

Cromwell, dessen Namen zu allen Zeiten mit Staunen, und Abscheu wird genennet werden, verfolgte überall mit Wuth die glücklichen Sprossen des königlichen Stammes, den er eben zu Boden gestürzet hatte. Holland nahm aus Erbarmung die Flüchtigen auf, und zog sich dadurch die unversöhnliche Feindschaft Cromwels zu. Man rüstete sich auf beyden Seiten, und vielleicht ist nie ein Krieg so regelmässig, ordentlich, und einsichtsvoll geführt worden, wie dieser. die Häupter beyder Freystaaten waren sich einander in vielen ähnlich, sie waren beyde von mittlerer Abkunft, voll Kenntnisse, von fester Gesundheit, unermüdsam, thätig, verdienstvoll, berühmt, und überaus angesehen; sonst aber hatten sie viel Verschiedenes. Cromwel hob sich empor durch Blutvergießen, Verrätherey, und Meineyd: Johann de Witt durch Talent, Verdienst, und Erfahrenheit. Cromwel war keck, störrisch, und dem Schein nach, gebohren die Gestalt der Erde zu verändern. Johann de Witt haßte die Unterdrückung, Zwietracht, und Gewaltthätigkeit. Cromwel opferte seiner

Ver=

Vergrößerung Freundschaft, Vaterland, und Religion auf; Johann de Witt vergaß seinen Vortheil nicht, aber ehrte seine Freunde, sein Vaterland, und Gott. Cromwel war trozig, und anmassend, alles schmiegte sich vor ihm, er aber wich niemals. Johann de Witt war von Natur so ehrwürdig, und ansehnlich, daß er alles vermochte, und nirgends einen Widerstand fand. Cromwel hatte den Scharfsinn, anderer Absichten auszuspähen, die seinigen aber unter dem Schein der Offenheit, und Freymüthigkeit undurchdringbar zu verhüllen. Johann de Witt eben so geschickt, ohne ein Betrüger zu seyn, verbarg unter einem ungezwungenen natürlichen Wesen sehr weit aussehende Plane. Jenen fehlte zum vollkommenen Glück nichts, als ein Sohn, der ihm nachzufolgen fähig wäre; diesem nichts als ein würdigerer Tod.

Aus beyden mußte nothwendig derjenige unterliegen, welcher nicht genugsam unterstützet wurde; und in diesem Falle war Johann de Witt. Cromwel zwang die Holländer, die Sache der Prinzen vom Hause

Stuart

Stuart aufzugeben, und deren Neffen Wilhelm III. Landes zu verweisen. Der Vertrag lautete folgendermaßen; Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen sollen niemals, weder den Prinzen von Oranien, noch einen von dessen Abkömmlingen zum Statthalter, oder Gouverneur der Republik, noch zum Haupt, oder ersten Präsidenten des Staatsraths, noch zum Generalkapitän der Landtruppen, oder zum Gouverneur einer besondern Provinz, Festung, oder sonst eines Platzes, noch zum Generalvice-oder Contreadmiral, oder zum Schiffskapitän erwählen, und sich jederzeit allen Unternehmungen standhaft widersetzen, die der Prinz, oder seine Anhänger versuchen würden, eine Bedienstung auf holländischem Gebiete zu erlangen.

Als Karl II. wieder zum König von England eingesetzt wurde, faßten auch die Freunde des Prinzen von Oranien in den vereinigten Provinzen neuen Muth. Der erneuerte Krieg zwischen beyden Nationen war ihren Absichten nicht allein nicht hinderlich, sondern sogar beförderlich. Man machte

te unbemerkt mitten in Holland eine Parthey, um die englischen Waffen zu begünstigen. Oeftere Fehlstreiche, dachte man, deren Ursache nicht auffiel, würden natürlicherweise der Regierung zur Last gelegt werden, und vortheilhafte Aenderungen veranlassen. Johann de Witt, dessen Aufmerksamkeit nichts entwischte, merkte die Verrätherey, entdeckte, und bestrafte die Verschwornen, und erfüllte durch die Schilderung der Gefahr die vornehmsten Mitglieder der Republik mit eben dem Schrecken, der ihn selbst eingenommen hatte. Die Folge hievon war, daß die Staaten das berüchtigte, immerwährende, und unwiderrufliche Edikt kund machten, laut welchem die Würde des Statthalters, oder Gouverneurs einer, oder mehrerer Provinzen Niemanden, wer er auch immer sey, jemals ertheilet werden solle. Diese Erklärung wurde von allen in einem öffentlichen Amte stehenden Bürgern unterzeichnet, und selbst der Prinz mußte schwören, nicht dagegen zu handeln.

So war der Zustand der Republik beschaffen, als Ludwig der XIV. sie mit Krieg über-

überzog. Ludwig, bey dessen Namen man etwas fühlet, das keine Schilderung von ihm ausdrückt, wollte die Ansprüche der spanischen Infantinn Maria Theresia in den Niederlanden mit bewaffneter Hand behaupten. Spanien hatte zu dieser Zeit von seiner vormals so gefürchteten Politik und Macht nur den Schatten noch übrig. Lange hatte es die Eifersucht fremder Mächte gereitzet, aber zuletzt ist es der Gegenstand ihres Mitleids geworden. Während der Regentschaft der Maria Anna von Oesterreich, die den deutschen Jesuiten Neidhart, ihren Beichtvater, erst zum Großinquisitor, dann zum Mitglied des Staatsraths machte und in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog, ist die spanische Monarchie allmählig verfallen. Ihre Minister, welche vor dem die Seele aller Staatsgeschäfte waren, gaben sich itzt mit Hofintriguen, und Rangstreitigkeiten ab. Ihre Gesandte, die sonst gewohnt waren an fremden Höfen die Minister zu lenken, verloren so viel von ihrem Ansehen, daß sie oft die Unterstützung eines geringern ansuchen mußten. Ihr Reichthum

an Mann und Geld verlor sich dergestalt, daß sie ungeachtet aller Eroberungen und Besitzungen im Amerika, dennoch weder Soldaten aufbringen, noch Dienende unterhalten konnte. Einen so geschwächten Feind zu überwinden konnte den sieggewohnten Franzosen nicht schwer seyn. Sie machten viele, und schnelle Eroberungen in einem Lande, das schlecht befestiget, aber noch schlechter vertheidiget wurde. Aus Besorgniß für ihre Gränzen schlossen die Holländer eine triple-Allianz mit England, und Schweden, wodurch die spanischen Niederlande gerettet, Frankreich aber in seinen Fortschritten aufgehalten wurde. Allein hiemit begnügten sich die Holländer nicht; sie spotteten sogar ihrer vormaligen Beschützer theils durch Medaillen, so die Obrigkeit prägen ließ, theils durch gedruckte Satyren, theils blos durch Gespräche, die von ihren Gesandten gehalten wurden. Ludwig der Große, den seine Unterthanen liebten, seine Feinde fürchteten, seine Bundsgenossen ehrten, alle Menschen bewunderten, wurde durch den Hochmuth der vereinigten Provinzen äußerst auf-

gebracht,

gebracht, und rächete sich zwar erst nach einiger Zeit, aber desto schrecklicher. Das Andenken der sonderbaren Begebenheiten, die dabey vorgiengen, wird nur mit der Geschichte vergehen.

Johann de Witt sah das Ungewitter schon in der Ferne, und hätte man ihm glauben wollen, so wäre es vielleicht noch möglich gewesen, dasselbe durch anständige Genugthuungen abzuleiten, oder wenigstens durch gut getroffene Gegenanstalten zu schwächen. Allein die Parthey des Prinzen wollte keines von beyden. Sie hoffte, die Drangsalen des Vaterlandes würden den Fall des Rathpensionärs, und die Erhebung des Prinzen beschleunigen. Durch ihre Kunstgriffe verführt glaubte das Volk; Verrätherey, oder nachtheilige Kurzsichtigkeit zu bemerken, und verlangte einstimmig, und drohend einen Statthalter. Die Rathsversammlung schien geneigt zu seyn, dem blinden und ungestümmen Verlangen des Volkes wider ihre bessere Einsicht nachzugeben. De Witt allein blieb standhaft. So lange er in vollem Ansehen stand, verwilligte er bloß dasjenige,

 was

was vernunftmäßig war; zur Zeit seines Verfalls gestattete er nichts, was er für schwach, oder ungerecht hielt. Er behauptete den Charakter eines Republikaners bis an sein Ende, ob er gleich die Nutzlosigkeit davon einsah, und redete zu der Versammlung beyläufig in diesen Worten:

„Neunzehn Jahre sind es schon, daß ihr mich durch eure Stimmen zu dem Amte berufen habet, das ich begleite. Ich habe alle Verbindlichkeiten, so mir dasselbe auflegte, stets mit größter Genauigkeit, und bestem Erfolg vollzogen; die guten Bürger erinnern sich dessen gewiß, die undankbaren aber will ich davon nicht erst überzeugen. Ich habe die Drangsalen, welche uns itzt umgeben, lange vorhergesagt, und vielleicht hätte ich dieselben noch abgewendet, wenn man mir beygestanden wäre. Es gefiel aber dem Ewigen, dessen Rathschlüsse ich anbete, daß die Meinung anderer durchdrang. Ich klage nicht darüber, ungeachtet man mir die schlimmen Folgen nun zur Last legt. Es mögen diejenigen triumphiren, die das Volk wider mich eingenommen haben. Ihre Absicht ist erreichet;

chet; ich lege mein Amt nieder; nicht aus Furcht, oder Gleichgültigkeit, sondern aus fester Ueberzeugung, daß ich ohne öffentliches Zutrauen nichts Gutes mehr stiften könne. Ich habe weder Trost noch Rache vonnöthen. Mein einziger Wunsch ist; daß mein Nachfolger größere Dinge, als ich, verrichten, aber auch mehr Dank dafür erhalten möge. Ich will euch zuletzt noch einen Rath geben, der für euern Ruhm entscheidend ist. Erhebet ja den Prinzen von Oranien nicht. Wilhelm hat nicht vergessen, daß seine Ahnen die höchsten Ehrenstellen in den vereinigten Provinzen eingenommen haben. Wofern ihr ihm diese Würden übertraget, so werdet ihr erfahren, daß er die Herrschsucht von seinen Ahnen geerbt habe. Die Republik zählet bisher vier Statthalter: zwey davon waren heimliche, zwey aber offenbare Feinde der Freyheit. Wilhelm wird es ebenfalls seyn, und zwar um so mehr, da er seine Vorfahren wird rächen wollen. Er ist der Abgott einer mächtigen Parthey, die er nach seinem Willen lenkt, und beweget. Wäre er gleich von Natur sehr mäßig, was er nicht ist, so wür-

den ihn dennoch die Schmeichler nach einer Krone lüstern machen; würdet ihr wohl glauben können, daß unser gegenwärtiger Zustand die Wirkung seiner Stärke sey? Er machte eine Reise zu unsern Nachbarn, damit wir seine Anschläge nicht merken sollten. Er selbst bewaffnete den König von Großbrittannien, seinen Oheim, wider euch, um desto eher zum Ziele zu kommen: Nicht durch Verdienste, noch durch eure Stimmen, sondern durch Gewalt allein will er seine Erhebung bewirken„ Diese Rede hätte wankelmüthige Seelen gewiß zurecht gebracht; aber sie vermochte nichts über zaghafte. Wilhelm III. wurde zum General-Kapitän, und Admiral ausgerufen; und das Volk mordete im Freudentaumel über diese Begebenheit die zwey größten Männer der Republik, Johann und Cornelius de Witt.

Kaum ist Wilhelm zum Haupt der vereinigten Provinzen erhoben gewesen, so gewann er auch den stärksten Einfluß in die Angelegenheiten von Europa. Er streute durch geschickte Kundschafter das Gerücht aus, Ludwig XIV. weit mächtiger, als Karl V. wolle,

se, wie dieser, eine Universal = Monarchie errichten, und wähle weit bessere Mittel zu seinem Zwecke. Dieß Hirngespinnst beleidigte den Stolz einer jeden Macht, reitzte die Eifersucht, bestärkte den Argwohn, weckte die Politik, und bewog alle Fürsten auf ein Bündniß zu denken, wodurch ihre Ruhe sicher gestellet würde. Wilhelm war der Mittelpunkt aller gegen Frankreich Verbundenen. Er erfand das blendende System des Gleichgewichts womit er die feindseligsten Nationen vereinigte, das Zutrauen der geheimnißvollsten Höfe gewann, die entgegengesetztesten Vortheile ausglich, eingewurzelten Haß tilgte, sich die unabhängigsten Geister unterwarf, schmachtende Nationen wieder belebte, und über die größten Monarchen ein Ansehen bekam. Er beredete ganz Europa, man müße ihn, um Frankreich zu schwächen, auf den Thron Englands erheben, und König Jakob den Alliirten, den Freund, und Bewunderer Ludwig des Grossen absetzen. Dieß war um so leichter zu bewerkstelligen, da Jakob wegen der Begünstigung der römischkatholischen Religion, und Einführung einer willkührlichen Macht

von den heimlich erbitter
von den offenbar feindlich
zu befürchten hätte. Man
auf, daß Spanien durch
erschöpft, Frankreich du
ruhen unter einem minder
rüttet, und folglich von
fahr zu fürchten wäre.
eine andere Wendung.
zeßinn seine Gemahlinn,
und einige Bürgersfrauen
ihre Männer beherrschten,
wirkte beynahe mehr,
wünschlich war. Allein
weglich standhaft, redete
derholte so oft die verfü
Sparta, Rom, Bürger,
nes Wohl, und Privateig
die guten Holländer sich
vorwarfen, und ungeacht
Liebe, und der Eitelkeit
sten Entschluß faßten:
oder einen unsterblichen
Da Wilhelm der Entwi
mmer näher rückte, so

...n geleitet, gab er seinen Günstlingen und
...nistern oft zu verstehen, daß sie weder auf
...e Einsichten, noch auf seine Gewogenheit
viel bauen dürften; und es war ihm eben
mißfällig einen Rath anzunehmen, als Wi=
spruch zu finden. Im Felde war er mehr
...fer als klug, und wagte manchmal, was
zu vollführen nicht stark genug war; in
...ser Rücksicht sagte von ihm einst ein Prinz:
...n Wahrheit, ich kenne keinen Feldherrn,
...er so jung schon so viele Schlachten verlo=
...n, und so viele Belagerungen aufgehoben
hätte. Wilhelm war aus allen Statthaltern
...er ehrgeizigste, und dennoch hatte er für Frey=
...eit die meiste Achtung: er strebte nach einer
Krone, allein er fand es leichter seinem
Schwiegervater die Krone zu nehmen, als die
vereinigten Provinzen zu unterjochen. Hätte
Jakob der II. mehr Klugheit besessen, viel=
leicht hätte die Republik fallen müssen.

ohnedas schon von seinem Volke gehaßt wurde. Von Natur hochmüthig, und heftig glaubte Jakob etwas von seiner Würde zu vergeben, wenn er durch kluge Schonung seine Unterthanen erst einzunehmen gesucht hätte. Er verwechselte Stolz mit Geistesgröße, Eigensinn mit Standhaftigkeit. Es war ihm eben so wenig möglich, eine gute Gelegenheit geduldig abzuwarten, als vorfallenden Hindernissen großmüthig und rühmlich zu weichen.

Wilhelm bestieg den Thron seines Schwiegervaters, aber behielt die Statthalterschaft bey. Oft erholte er sich im Haag von dem vielfältigen Verdruß, den er in London hatte. Die Engländer konnten ihn niemals lieb gewinnen, vielleicht weil er sehr düster und melancholisch war. Da er von Jugend auf sowohl sich selbst, als alle, die ihn umgaben, beständig beobachten müßen, so wurde ihm Verstellung und Zurückhaltung zur Gewohnheit, und er erlangte dadurch ein feines und richtiges Gefühl, die Menschen, wie sie sind, zu schätzen, und zu unterscheiden. Aus angebohrnen Hochmuth, und aus Besorgniß den Schein nicht zu haben, als würde er von an-

dern geleitet, gab er seinen Günstlingen und Ministern oft zu verstehen, daß sie weder auf ihre Einsichten, noch auf seine Gewogenheit zu viel bauen dürften; und es war ihm eben so mißfällig einen Rath anzunehmen, als Widerspruch zu finden. Im Felde war er mehr tapfer als klug, und wagte manchmal, was er zu vollführen nicht stark genug war; in dieser Rücksicht sagte von ihm einst ein Prinz: In Wahrheit, ich kenne keinen Feldherrn, der so jung schon so viele Schlachten verloren, und so viele Belagerungen aufgehoben hätte. Wilhelm war aus allen Statthaltern der ehrgeizigste, und dennoch hatte er für Freyheit die meiste Achtung: er strebte nach einer Krone, allein er fand es leichter seinem Schwiegervater die Krone zu nehmen, als die vereinigten Provinzen zu unterjochen. Hätte Jakob der II. mehr Klugheit besessen, vielleicht hätte die Republik fallen müssen.

Wilhelm Karl Friso, Prinz von Nassau Oranien, sechster Statthalter Generalkapitain und Admiral.

1747.

Wilhelm der III. wußte die Holländer in Ansehung ihrer größten Vortheile so sehr zu verblenden, daß sie nicht einmal nach seinem Tode die Tauschung bemerkten. Mit der glänzenden Rolle, die sie vor dem Friedensschluß zu Ryswick spielten, nahm das Blendwerk seinen Anfang; es dauerte fort, während der glücklichen Rolle, die sie in dem langwierigen spanischen Kriege gespielt hatten; endlich aber verschwand es bey dem Utrechter Friedensschluß, den sie ungeachtet aller Bemühungen nicht hindern konnten, und wobey ihnen der Kardinal Polignac die bekannte hämische Antwort gab: Meine Herren! wir werden unsere Unterhandlung bey Ihnen, ohne Sie, aber über Sie halten. Da sahen sie erst, was sie kaum vermuthet hatten: die Finanzen in so großer Unordnung,

daß

daß die Schulden auf sechs hundert Millionen gestiegen waren; die Entvölkerung so überhand nehmend, daß es an den nothwendigsten Arbeitern mangelte; das Seewesen gänzlich verfallen, und den Kredit so sehr vermindert, daß sie bey Niemand, der ihre Lage kannte, auf Beystand zählen durften. Was sie aber vielleicht am meisten schmerzte, war, daß ihre Schätze, Truppen, und Schiffe ihren Feinden dienten, den Engländern nämlich, und Franzosen, wovon sie jene nicht empor kommen lassen, diese aber demüthigen wollten. Wirklich war der Handel Großbrittaniens nach dem Vergleich von Assiento, und dem beträchtlichen Zuwachs durch Gibraltar, und Porto = Mahon unglaublich blühender, als der Handel der Republik der vereinigten Staaten. Frankreich erhielt andrerseits durch den Beytritt Philipp des V. der nicht mehr im Stande war sich allein zu vertheidigen, neue Stärke. Zwar erreichten auch die Holländer, was sie zu ihrer Sicherheit unumgänglich nothwendig glaubten; allein es ist nicht ausgemacht, ob ihnen die Barrierplätze so großen Vor-

theil brachten. Vielleicht wäre es für Holland minder kostspielig, und doch sicherer, wenn die Niederlande durch Oesterreich vertheidiget würden. Ich lasse den Werth dieser Anmerkung dahin gestellt seyn; genug, die Holländer fühlten es, daß sie erschöpft, und kraftlos waren, der letzte Statthalter versetzte sie in diesen Zustand: und von nun an wurde die Statthalterschaft verabscheuet, und aufgehoben.

Zu der Zeit, da Holland sich frey machte, war das Haus von Nassau in zwey Fürstenlinien getheilet. Die erste, welche die Prinzen von Oranien einschloß, endigte mit Wilhelm dem III. worauf die andere, Nassau-Dietz einen Theil der Güter und des Ansehens erbte. Obgleich die Statthalterschaft von Friesland, und wechselweise von Grönningen in dieser Linie erblich war, so war doch ihre Macht nicht zu fürchten; aber endlich vereinigte sie die Anhänger beyder Linien, und bekam eine für die Freyheit der Republik gefährliche Größe. Um die Aufmerksamkeit der Republik zu hintergehen, wurde eine Zeitlang die größte Mäßigung

figung beobachtet, und als man sie genugsam eingeschläfert glaubte, ward die Provinz Geldern überredet, daß sie im Jahr 1722. Wilhelm Karl Friso Prinzen von Oranien zu ihrem besondern Statthalter wählen sollte. Die Neuigkeit von diesem Vorhaben verursachte einen allgemeinen Aufstand, und die vereinigten Provinzen hielten an die Staaten von Geldern folgende Rede:

„Wir kennen Euer Edel-Mögenden nicht verbergen, wie sehr uns die Nachricht mißfallen habe, daß sie sich von einem Statthalter wollen regieren lassen. Ob wir gleich ihre Unabhängigkeit erkennen, so glauben wir doch durch die Bande der Uinon das Recht erhalten zu haben, ihnen einige Betrachtungen vorzulegen. Möchten wir doch keine Vorurtheile zu bestreiten finden, oder wenigstens dieselben besiegen! — Die Geschichte der Statthalter ist die Geschichte aller unserer Unglücksfälle. Sie die Statthalter waren Ursach, daß eifersüchtige Feinde die Waffen wider uns ergriffen; daß Kriege unsern Handel hemmten, oder gar zu Grunde richteten, daß unsere Grenzen unver=

vertheidiget blieben, daß durch Spaltungen, und Kabalen unser Zusammenhang getrennet, und unsere Herzen kälter wurden; daß bürgerliche Unruhen auf das verderblichste unter uns gewüthet haben. Alle diese Uebel haben die Statthalter über uns gebracht. Wir fangen kaum an uns zu erholen, und neue Kräfte zu sammeln, und schon kündigen uns eure Schritte wieder neue, und wahrscheinlich noch viel größere Drangsalen an. Fünf Tyrannen haben die Fundamente der Republik erschüttert, werden wir wohl Festigkeit genug haben, neuen Angriffen zu widerstehen? Bedenket doch, daß ihr durch die Erwählung des sechsten Statthalters unserer Freyheit den letzten Stoß gebet. Wir beschwören euch bey dem standhaften Muth, wodurch unsere Union entstand, bey der Liebe, die ihr dem Vaterlande schuldig seyd, bey unserem gemeinschaftlichen Wohl, überleget die Größe der Gefahr! besinnet euch anders, und machet noch zur rechten Zeit unserem Kummer ein Ende. Es wäre schändlich, wenn unsere Krieger umsonst geblutet, unsere Greise nur Schmach erlebet,

bet, unsere Kinder die Sklavenketten zu fürchten hätten. Lasset uns lieber die Unabhängigkeit, die wir von unsern Vätern geerbet haben, auf unsere Nachkommen hinüber bringen; lasset uns frey leben, und sterben. Fasset Muth, um der Welt zu zeigen, daß wir Holländer sind, daß das Blut der Barnevelt, Witt, Trony, Ruiter, und aller der Edelmüthigen, die einen rühmlichen Tod der Dienstbarkeit vorzogen, in uns noch nicht versieget sey. Entsaget doch, Edel-Mögende der Obergewalt des Statthalters; es ladet euch alles dazu ein; bringet dieß Opfer euern Alliirten, euern Freunden, bringet es euerer eigenen Sicherheit, euerem Ruhme „

Umsonst: die schlechten Bürger, welche zu dieser Rede Anlaß gaben, wußten auch die Wirkung davon zu vereiteln. Die Staaten von Geldern hielten sich durch die nicht verlangten, ja gefürchteten Vorstellungen beleidiget. Sie eilten daher zur Erwählung des Statthalters, und wegen des Widerstandes einiger Provinzen wurde er um einige Monate noch eher ausgerufen.

Zum

Zum Glück der Republik fand diese Handlung weder Vertheidiger, noch Nachahmer. Der Prinz von Oranien hatte als Statthalter von Friesland, Gröningen, und Geldern wenig Einfluß in die Angelegenheiten der Republik, bis der Krieg mit den Franzosen in Niederlanden ausbrach.

Ludwig XV. wäre lieber ein Titus, als Alexander gewesen: allein die Zeitumstände nöthigten ihn Eroberungsplane zu machen, die er alle glücklich ausführte. In zwey Feldzügen eroberte er die Niederlande, und zog sodann an die Gränzen der Republik, welche über die Mäßigung der siegreichen Franzosen ganz erstaunt war. Man glaubt allgemein, die Holländer haben wohl bedächtlich keinen Entschluß gefaßt, damit sie den Vortheil des Handels, und den Ruhm der Vermittlung hätten; allein man irret sich hierinnfalls; die Republik kannte ihren schlechten Zustand, und hoffte von der Zeit, von Umständen, von ihren Bemühungen eine glückliche Wendung, die aber nicht eintraf. Es geschah, was sie befürchtet hatte, daß sie wider Willen den Engländern, und

Oester=

Oestreichern den Schutz versagen mußte, um nicht die Rache Ludwig des XV. zu reizen. Gleich darauf wurde von den französischen Truppen die Provinz Flandern besetzt.

Diese Begebenheit ist vielleicht durch die Anhänger des Hauses von Oranien vorbereitet worden, wenigstens stimmten sie die Gesinnungen des mit jeder Verfassung unzufriedenen Volks nach ihren Absichten, und brachten es dahin, daß der Pöbel, stets furchtbar so bald er zu fürchten aufhört, mit allen Ungestümen den Prinzen von Oranien zum Oberhaupt der Republik zu erheben begehrte. Man sagt; die Zurückerinnerung an die Kriegsbegebenheiten vom Jahre 1672. habe vieles zur Begünstigung der Statthalterwahl beygetragen; allein zugegeben, was doch falsch ist, daß der damalige Statthalter die Republik gerettet habe: so sind doch die jetzigen Umstände offenbar ganz verschieden, und der Wahl eines Nachfolgers entgegen. Frankreich ist noch immer in eben der vortheilhaften Lage, wie es damals war, neue Eroberungen zu machen. Es hat einen mächtigen, siegreichen, angebeteten König: einen

einen Feldherrn, der mit gleicher Fähigkeit Plane erfindet, anlegt, und ausführt, an dem selbst seine Neider mit Mühe einen Fehler finden: ein zahlreiches, wohlgeübtes, nur allein durch ein Versehen seines Anführers überwindbares Kriegsheer! überdieß sind alle die Widerwärtigkeiten jetzt nicht zu besorgen, die bey dem ersten Holländischen Kriege die Gestalt der Sache gänzlich verändert hatten.

Damals bewaffnete sich ganz Europa, den Glanz der Krone Frankreichs zu verdunkeln, und sie auf der Siegesbahne aufzuhalten; jetzt macht sie schnelle Vorschritte, und Eroberungen ungeachtet Europa sich wider sie verschworen hat. Damals wurde sie von ihren Alliirten in ihren Unternehmungen aufgehalten, und wegen erhaltener Vortheile beneidet; jetzt hat sie eben so treue, und großmüthige, als tapfere und kluge Freunde: damals mußte sie ihre Macht zu sehr vertheilen, um eine Menge unwichtiger, und schlecht befestigter Plätze zu beschützen; jetzt weiß sie ganze Provinzen zu schirmen, ohne doch ihre Heere zu schwächen.

Ich

Ich übergehe viele andere Betrachtungen, welche die Staaten von Holland gewiß nicht außer Acht gelassen haben. Es ist bekannt, daß sie gegen den Statthalter waren, und wider Willen dem Eigensinn des Volkes nachgegeben haben. Es fehlte ihnen nicht an Einsicht, sondern an Herzhaftigkeit; sie wußten wohl, was dem gemeinen Besten zuträglich wäre, aber sie hatten nicht Muth genug dasselbe ins Werk zu setzen. Die Laune des Volks fängt an die Richtschnur zu werden, an welche die vereinigten Provinzen sich in ihren Angelegenheiten halten; wie der Uebermuth der Janitscharen die Entschliessungen des Divans angiebt. Eine Republik von Negozianten wird zu einem pur militärischen Staat. Dieß fehlerhafte Benehmen scheint die Meinung des Kardinals Bentivoglio zu rechtfertigen: der die Verfassung der Republik genau kannte. Dieser große Staatskluge behauptet: die Republik könne nicht lange mehr bestehen. Seine Gründe sind:

1) Weil die Republik aus sieben verschiedenen, ungleich mächtigen Souveränitä-

ten zusammengesetzt ist, woraus Eifersucht, und Uneinigkeit und zuletzt eine vollkommene Anarchie leicht entstehen kann. 2) Weil das Volk, ungeachtet der Freyheitsliebe, stets einem Hause gewogen bleibt, welches über kurz, oder lang die willkührliche Macht einführen wird. 3) Die innerlichen Unruhen, weche fast beständig fortdauern, und nicht beygelegt werden können, müßen die Republik ins Verderben stürzen, 4) Langwierige, und kostspielige Kriege haben die Republik ganz erschöpft, und außer Stand gesetzt, einem über ihr Benehmen unzufriedenen Prinzen zu widerstehen. 5) Endlich, die Menge der geduldeten Religionen wird unfehlbar die Herzen verbittern, und zu Beleidigungen reizen, woraus für die Republik die traurigsten Folgen entspringen werden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Raynal, Guillaume Thomas François,

Geschichte der Statthalterschaft in Holland

Wien 1788

Belg. 215
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10274721-5
VD18 14169762